

Arbeitsweisen ins Auge zu fassen, bei denen der künstlerische Wert vornehmlich auf der eigenen Arbeit des Künstlers beruht.

Neben den schon in weiterem Umfange bestehenden Werkstätten für Treiben, Ziselieren und Holzschnitzen werden sich an Kunstgewerbeschulen zunächst etwa das Kunstschmieden, die Lithographie, der Schriftsatz, das Buchbinden, die feinere Holz- und Metallbearbeitung jeder Art und die weiblichen Kunsthandarbeiten für den Werkstättenbetrieb eignen. Das Wesen der Kunstgewerbeschule bedingt es, daß in der Werkstätte die künstlerische Unterweisung mit der technischen Hand in Hand geht. Die Schüler haben daher in der Regel ihre eigenen Entwürfe auszuführen. Die zeichnerische Behandlung des Entwurfs hat sich dann auf das Notwendigste zu beschränken und innerhalb der Grenzen der Werkstattzeichnung zu halten, bei der auf die Darstellung kein wesentliches Gewicht gelegt wird.

Als geeignetster Lehrer für den Werkstättenunterricht in den kunstgewerblichen Abteilungen ist der ausübende Kunsthandwerker so lange zu betrachten, als es gelingt, Persönlichkeiten zu finden, die das Künstlerische wie das Technische in gleicher Weise beherrschen. Nur da, wo ausübende Handwerker mit genügenden künstlerischen Fähigkeiten nicht zu erlangen sind, ist der Unterricht zwischen einem Künstler und einem Techniker zu teilen, wobei der Techniker unter der Leitung des Künstlers arbeitet.

Und nun das österreichische Gegenbeispiel: Hat hier nicht der Kunstgewerbeschul-Direktor Baron Myrbach eine Reform im Sinne der kunstgewerblichen Lehrstätten schon längst angebahnt? Und was ist damit geschehen? Hier ist alles in den Ansätzen stecken geblieben, von den einschränkenden Bestimmungen des Bureaokratismus niedergehalten. Man ist oben so furchtbar hell. In Kunstsachen kann der preußische Minister seinen Kollegen immerhin noch ein Licht aufstecken.

DER BAUCH- UND EIERTANZ DER KRITIK.

In Maximilian Hardens „Zukunft“ befaßt sich Karl Scheffler mit der „Wiener Werkstätte“, die in Berlin ausgestellt hat. Die Wiener Bewegung hat im Ausland eine sehr eingehende Beachtung gefunden, und von berufener Seite, Hermann Muthesius vor allen zu nennen, ist sie in ihrer künstlerischen Tragweite mit großer Sachkenntnis dargestellt worden. Das muß im Gegenhalt zu Scheffler hervorgehoben werden. Als Abwechslung kann man sich auch einmal die Clownsprünge einer schnodderigen Kritik gefallen lassen; sie sind ein Spaß, wenn auch ein übler. Das Spaßmachertum vom Range des „little Karlsen“ hat einen kunstkritischen Ableger gefunden, der sich über die Wiener Bewegung sehr ergötzlich vernehmen läßt: „Diese ganze Kunst ist ver-, zweifelt gut und solid, absichtlich einfach, klug ohne Seele, raffiniert, „primitiv und paradox, grotesk und biedermeierlich schüchtern zu-, „gleich, von einer unwidersprechlichen, aber unausstehlichen Vernunft „und so absolut geschmackvoll, daß sie fast geschmacklos wird. In „dem Sinne etwa — mit dem natürlichen Abstand — wie die ungeheure „Kunst Beardleys als Ganzes eine kulturelle Geschmacklosigkeit genannt „werden kann (!).“

Über das Wienerturn ist schon manche geistreiche Dummheit gesagt worden — die Ehre des neuesten Trumpfes gebührt der Note „little Karlsen“, der sein variétémäßiges Quodlibet zu diesem Thema liefert. In diesem Sinne fabuliert der Autor: „Der Wiener Stil — immer- „hin ist's ein Stil! — ist etwa ägyptisches Rokoko, snobistischer Ja- „panismus und makartisches Empire; die englische Sachlichkeit wird „von ihm durch ernsthaft gemeinte Übertreibungen ironisiert und die „belgische Kausalidee im Spiel verzettelt. Was bei den keltischen Bluts- „verwandten, den Schotten, immerhin noch wie innerer Zwang wirkt, „erscheint hier wie die Wahl einer Möglichkeit unter vielen.“

In diesem Pirouettenstil dreht sich die Kritik; sie schließt mit dem erheiternden Bedauern des Autors, daß er keine „Bestätigung seiner Kulturhoffnungen gefunden habe“.

Was ist das für ein krauses, verworrenes Zeug? Nichts, das klärt oder nährt. Wem frommt eine solche Ringelspiel-Kritik, die flunkerhaft und verwirrend, mit ästhetischen Paradoxen Schwindel treibt, und delirisch um die eigene Achse tanzt, nach der Art des Bauchtänzers, der, wenn ihm schließlich Hören und Sehen vergeht, nichts mehr unterscheiden kann und verzückt auf den eigenen Nabel starrt?

Zimmer heißt es, aber was man darüber versteht, ist gewöhnlich eine Spottgeburt. Man betrachtet es nach heutigen bürgerlichen Begriffen schon als einen Fortschritt, wenn das Dienstbotenzimmer nicht aus einem Winkel des Vorzimmers oder der Küche besteht, wo das „Tafelbett“, dieser berüchtigte Wanzenhort, aufgestellt ist. Was unsere Miethauserbauer aus einem solchen „Zimmer“ gemacht haben, gehört in das Gebiet des groben Unfugs. In der Regel sind es Löcher, die entweder gar kein Fenster haben, oder sie sind so winzig, daß kaum ein Bett und ein Stuhl darin unterzubringen sind, oder sie sind durch einen Verschlag von der Küche oder vom sogenannten Badezimmer abgezwackt, oder sie haben nicht den einen oder anderen dieser Mängel, sondern alle zusammen aufzuweisen. Dem entspricht in der Regel auch die Einrichtung.

Zu jenen Räumen, für die man im allgemeinen auch das Schlechteste für gut genug hält, gehören die Dienerzimmer. Es ist ein trauriges Zeichen schlechter sozialer Begriffe und unzureichender menschlicher Einsicht, wenn man in einem Hause die Dienstleute, denen man doch Treue und Anhänglichkeit zum Gesetz macht, schlecht versorgt findet. Im Dienstverhältnis gibt es nach beiden Seiten hin Pflichten und Rechte und kein Teil, weder Dienstgeber noch Dienstnehmer, dürfte dem anderen etwas schuldig bleiben. Für menschenwürdige Zustände im Hinblick auf das Dienstpersonal zu sorgen, ist auch eine der ersten Pflichten der Hausfrau, wenn sie nicht Recht behalten sollte, daß sie wirklich „bezahlte Feinde“ im Hause habe. Guter Geschmack heißt hier wie überall Reinlichkeit und Zweckdienlichkeit. Massiv eiserne Betten (Hohlräume sind immer Aufenthalt unausrottbarer Ungeziefer), einfache Möbel aus weichem Holz in irgend einer Farbe gestrichen, Tisch, Stuhl, Schrank und Waschelegenheit möblieren den Raum vollständig und können ihn zugleich recht wohnlich machen. Wenn für das persönliche Wohl der Dienstleute in mustergültiger Weise gesorgt ist, ist das immer eine Ehre für die Hausfrau.

ZUR VERHUNZUNG SALZBURGS.

In Salzburg predigt einer zu gunsten der Stadtverhunzung: „Nun also —, da wäre glücklich wieder ein Hindernis für den langersehnten Ausbau der Paris-Lodronstraße und somit ein Hemmschuh für die Ausgestaltung der Neustadt gegen Schallmoos zu gefunden! Daß es gerade diese letztere immer trifft, die an Wachstum mit Gewalt verhindert werden soll, das ist doch höchst sonderbar. Bei der Verbauung der herrlich schönen Nonnberg-Partie durch das Justizgebäude, bei der Demolierung der malerischen Mattika-Häuser, beim Abbruchverdict über das „kalte Bräuhaus“, die Fronfeste am Kajetanerplatz, die durch die famose Swietly-Flucht auch gewissermaßen eine historische Berühmtheit erlangt hat, da gab es kein Hindernis für die wohlvergnönte Entwicklung des Kaiviertels. Kunstsinn, wo stakst du, als die alte, ehrwürdige Bürgerspitalskirche durch die Errichtung der neuen städtischen Kühlanlage verschandelt wurde, wo nun unmittelbar neben dem Kirchtore die geschlachteten Tiere ein- und ausgetragen werden, wo warst du, als die sang- und klanglose, unverständige Demolierung einer der schönsten Architekturpartien, nämlich die alte, gotische Eingangshalle zur ehemaligen Bürgerspitalsmühle wegen der vorerwähnten Kühlanlage vor sich ging? Warum wird jetzt plötzlich auf den Hexenturm die Aufmerksamkeit aller Kunstbessenen gelenkt? Was ist es denn eigentlich mit diesem alten Rundbau, von dem jetzt auf einmal soviel Aufhebens gemacht wird und welchen man mit Gewalt eine große geschichtliche Bedeutung unterschieben will? Erstens ist dieses Objekt ein unbestrittener Privatbesitz, welchen der Eigentümer zu jeder Zeit verkaufen, abreißen, verändern und umbauen lassen kann, so modern er nur will und wie er es mit dem Baugesetze und seinen Absichten vereinbaren kann. Zweitens kann dem Hexenturme, ehrlich ohne Selbstlüge, ein höherer Kunstwert absolut nicht zugesprochen werden, weder in architektonischer noch in malerischer Hinsicht. Drittens ist der „historische“ Wert, wenn überhaupt einer in Betracht kommt, der einzig fragliche und wäre ein solcher aber für keinen Fall ein höherer, als jener aller übrigen Tore und Türme, welche dem gesunden Wachstum Salzburgs zuliebe fallen mußten,